

Wir Todeszonenkinder

Sehnsucht nach der postapokalyptischen Welt: Eine sentimentale Reise nach Tschernobyl, zwanzig Jahre nach der Katastrophe

Ich wollte in die Todeszone. Ich wollte wissen, ob die Welt nach dem Weltuntergang aussieht wie in unseren bizarren Träumen. Ob das Ionenfeuer in den kontaminierten Wäldern knistert. Ob die Gammastrahlen über den Maschinenfriedhöfen funkeln. Tschernobyl konnte nicht einfach nur der Name sein, den unsere Biologielehrer vor zwanzig Jahren im Mund führten.

Im April 1986 erklärte man uns, daß man keine Frischmilch mehr trinken soll und keinen Salat mehr essen. Man schenkte uns Jugendbücher von Gudrun Pausewang, in denen Schulmädchen durch blühende Rapsfelder vor radioaktiven Wolken flüchteten. (Der Film zum Buch kam letzte Woche in die Kinos.) Im Deutschunterricht waren wir die letzten Kinder von Schewenborn und lernten, die Strahlung zu fürchten. Ich habe auf mein Schulmädchen das Warnzeichen für Radioaktivität gemalt und einen grinsenden Totenschädel daraus gemacht.

Jetzt stehe ich in der Sperrzone von Tschernobyl vor jenem Reaktorblock 4, der am Morgen des 26. April 1986 um 1.23 Uhr bei einem Experiment durch eine Knallgasexplosion zerrissen wurde. Rund hundert Meter vor mir schimmern die blaugrauen Wände des über den Trümmern errichteten Sarkophags. Die Anzeige des Dosimeters in meiner Hand klettert selbst in der Distanz auf über 600 Mikroröntgen pro Stunde. Der Bleisarg hat Risse und Löcher, Vögel nisten in seinen Eingeweidern. Im Inneren strahlen noch 185 Tonnen zu Lava erstarrten Kernbrennstoffs. Im Inneren liegt auch der Leichnam des Anlagenfahrers Waleri Chodemschuk, der als erstes Opfer der Katastrophe nicht geborgen werden konnte.

Auf dem Dach des benachbarten Reaktorblocks 3 arbeiteten in den

Im Deutschunterricht waren wir die letzten Kinder von Schewenborn und lernten, die Strahlung zu fürchten.

Wochen nach der Explosion die Liquidatoren: Hunderttausende von Wehrpflichtigen, die herausgeschleuderte Graphitblöcke zum Teil mit bloßen Händen in den im Bau befindlichen Sarkophag warfen. Man wollte das Dach von Block 3 mit Maschinenkraft reinigen. Doch der deutsche Präzisionsroboter fuhr an den Rand und stürzte in die Tiefe: Die Strahlung ließ seine Schaltkreise durchschmoren. Die sowjetischen Wehrpflichtigen mußten 1986 die Wahl ihres Lebens treffen – zwei Jahre in Afghanistan oder zwei Minuten auf dem Dach in Tschernobyl. Auf den Fotos des tollkühnen Reporters Igor Kostin sieht man die ungerührten, fast spöttischen Augen dieser jungen Männer, die gegen die tödliche Strahlung nur Bleiwesten aus dem Ersten Weltkrieg trugen. Man hat die unerklärliche Ruhe der Liquidatoren mit asiatischem Fatalismus erklärt. Ich machte Zivildienst im Förderbereich einer Behindertenwerkstatt und beneidete die Zivis in der Telefonzentrale um ihren lauen Job.

Die Todeszone um den Kernreaktor, vom Militär mit einem Zirkel in die Karte gezeichnet, schlug Menschen von Anfang an in einen magischen Bann – sogar jene, die in den Monaten nach dem Unglück dort den Tod fanden. Feuerwehrleute berichteten, sie hätten das Cäsium in der Sonne glitzern sehen wie Kristalle. Bäuerinnen erzählten, sie hätten Strontium in Form schwarzer Tücher auf ihren Gemüsebeeten eingesammelt. Natürlich ist Strahlung unsichtbar. Nur auf Super-8-Filmen vom Tag nach der Katastrophe, wo unweit des Kernkraftwerks eine Hochzeit stattfand, hinterließen die Gammastrahlen weiße Flecken. Angler kehrten an diesem Tag mit braungebrannten Gesichtern vom Fluß zurück, obwohl der Sommer noch fern war.

Schon kurz nach dem Reaktorunglück wucherten in der Zone die Mythen. Auf den mit Betonplatten abgedeckten Massengräbern, in denen man die von Sonderkomman-



Der Lunapark von Prypjat bei Tschernobyl sollte am 1. Mai 1986 eröffnet werden. Vier Tage vorher geschah der größte anzunehmende Unfall.

Foto Rosenfelder

dos erschossenen Haustiere der evakuierten Bevölkerung verscharrte, sollen die Wölfe geheult haben: Sie spürten die Wärme der Verwesung. Es gingen Gerüche über Igel ohne Stacheln, dreiköpfige Vögel und über rote Ratten, die Betrunkenen in der Nacht bis aufs Skelett abnagten. Doch stärker als die biologischen Mutationen wirkte die ästhetische Mutation des Ortes auf die Phantasie. Denn die Sperrzone stand von Anfang an für eine Parallelwelt, in der alles aussieht wie immer und alles zugleich bis in den innersten Wesenskern verändert ist.

Eine schwere Schneedecke bedeckt die gesamte Sperrzone. Unser weißer VW-Bus hält an einer Straßenecke, man blickt auf eine Reihe länglicher Hügel. Eine ganze Kolchose liegt darunter begraben – die Häuser, die Maschinen, sogar die Erde selbst. Unmittelbar auf den Hügelgräbern beträgt die Strahlung bis zu fünfzigtausend Mikroröntgen. „Schnee schluckt Betastrahlen“, erklärt Maxim, der Führer vom Interinformationszentrum, „aber keine Gammastrahlen.“ Gammastrahlen bahnen sich ihren Weg durch die Materie wie kleine Nadeln und hinterlassen Löcher. Auf den Gräbern würde man also von einem unsichtbaren Kugelregen durchsiebt. Mir fällt der deutsche Untertitel zum Belmonto-Kriminalfilm „Die Nr. 1 bin ich“ von 1968 ein: „Im Kugelregen starben

ANZEIGE



27. Mai – 05. Juni 2006

Bachfest Leipzig

Von Bach zu Mozart



Karten und Informationen:
Bach-Archiv Leipzig
Hotline: 0341-9137-333
bachfest@bach-leipzig.de
www.bach-leipzig.de

seine Träume“. In der Todeszone tobt ein schmutziger Krieg auf subatomarer Ebene. Ein abstraktes und irgendwie auch lächerliches Gefühl von Showdown liegt in der Luft.

Die Asphaltstraßen mit ihren tiefen Schlaglöchern sind dekontaminiert. Hier mißt das Dosimeter 17 Mikroröntgen pro Stunde: In jeder Großstadt strahlt der Stein diese gesunde Dosis ab. Abseits der Verkehrswege verdoppelt sich die

Strahlenbelastung mit jedem Schritt. Bei einem Tschechow-Birkenwäldchen, das nur wenige Meter abseits der Straße steht, weisen rostige Warnschilder auf einen Hotspot hin. Jedes dürre Gestrüpp kann in Tschernobyl ein heißer Fleck sein. Zum Beweis hält Maxim das Dosimeter grinsend an einen verstrahlten Strauch. Der Mann ist Mathematiker und hat die Ruhe weg: Er kann die Wahrscheinlichkeit berechnen, von durch die Luft schwirrenden Radionukliden getroffen zu werden. Ich begreife, daß alle Dinge in der Zone einen Röntgenblick besitzen, daß jeder Busch mich heimlich durchleuchtet.

Nach der Katastrophe von Tschernobyl machte der Begriff der Radiophobie in Europa die Runde – Strahlenangst, die überall Gefahrenquellen wittert. Doch es gibt auch das Gegenteil dieser Angst, die seltsame Anziehungskraft der Strahlen. Vielleicht ist die ästhetische Reststrahlung von Tschernobyl viel gefährlicher und wirkungsvoller als die Radioaktivität, die in der Zone mit Ausnahme weniger Orte auf ein für Besucher ungefährliches Maß zurückgegangen ist und von jedem Transatlantikflug übertrifft wird. Schon Hölderlins gelbe Birnen aus „Hälfte des Lebens“ waren verstrahlt als die berüchtigten Äpfel von Tschernobyl. Und warum erscheint uns die Welt in entscheidenden Lebenslagen wie nach einem Atomschlag? Warum wirkt die schräge Märzsonne, die bekanntlich Endorphine freisetzt, in besonderen Momenten wie radioaktive Strahlung?

Vielleicht entspricht Tschernobyl wie kein zweiter Ort der geheimen Sehnsucht nach einer postapokalyptischen Welt – eine Sehnsucht, die in den achtziger Jahren durch Punkrefrains wie „Wir sind die Asche von morgen“ oder durch Filme wie „Blade Runner“ nicht gestillt wurde. Als wir am „Red Forest“ vorbeifahren, einem Kiefernwald, den die Strahlung über Nacht rot einfärbte, erreichen wir den Höhepunkt der Intensität – ausgerechnet bei einer Flamme aus Beton, dem alten Logo des Kernkraftwerks. Außerhalb des Autos, verkündet Maxim stolz, herrschen dreitausend Mikroröntgen. Im Wagen zeigt das Dosimeter 420 Mikroröntgen. Man bildet sich ein, man führe mit einem Marsfahrzeug durch Mikrowellen. Da draußen muß die Luft brennen wie Feuer. Tatsächlich beträgt die tödliche Dosis das Millionenfache des Werts im Volkswagen.

Wo einst der „Red Forest“ stand, ragen nur noch ein paar dürre Kiefernstämme und ein paar junge Birken empor. Am Horizont ist hinter einer Nebelwand schemenhaft die Militäranlage „Tschernobyl 2“ zu erkennen – eine hundertfüßige Meter hohe Radarantenne, um die sich seit dem Unglück zahlreiche Verschwörungstheorien ranken. Man hat gemutmaßt, die Sowjets

hätten dort Wellen zur Gedankenkontrolle ausprobiert und aus Versehen die Hirne der Operatoren im Kraftwerk beeinträchtigt. Angeblich steht „Tschernobyl 2“ seit der Katastrophe still. Auch hier brannten die Schaltkreise durch. Ionisierte Luft leitet Strom wie Metall.

Zahllose Stromleitungen durchziehen die steppenartige Landschaft der Todeszone. Ein echter Adler stößt sich von einem Mast ab und schlägt mit den Schwingen. In diesem erhabenen Augenblick sollte man an Tarkowski denken und seinen elegischen Film „Stalker“ von 1979, der auf der Grundlage des Science-fiction-Romans „Picknick am Wegesrand“ der Brüder

Strugatzki von einer mysteriösen Sperrzone handelt. Doch alles, was mir durch den Kopf schießt, ist eine bescheuerte Zeile aus dem noch bescheuerteren Lied „Burl“ der „Ersten Allgemeinen Verunsicherung“, das 1987 auf jeder blöden Schulparty lief: „Herr Anton hat ein Häuschen / Mit einem Gartenzweig, / Und davor, da steht ein Kernkraftwerk.“

In der verbotenen Stadt Prypjat, seit der Katastrophe mit Stacheldraht abgesperrt und von Militärposten bewacht, gibt es keine Häuschen und keine Gartenzweige. Die entvölkerte Betonwüste, erst 1970 entstanden und einst von jungen Ingenieuren mit ihren Familien be-

wohnt, wirkt heute wie eine bizarre Mischung aus Beirut, Ost-Berlin und Leverkusen. In dieser Totenstadt drehte Anatoli Fradis, Hollywood-Produzent mit ukrainischen Wurzeln, 2004 den Vorspann zum Zombiefilm „Necropolis“ – und auch wenn der Film ein Komplettreinfall wurde, kann man sich keinen glaubwürdigeren Ort für einen Zombiefilm vorstellen.

Prypjat hatte 1986 fünfzigtausend Bewohner, das Durchschnittsalter lag bei sechsundzwanzig Jahren. Man braucht keine Symposien über schrumpfende Städte zu besuchen oder Studien über demographischen Wandel zu lesen, um in Prypjat einen Vorgeschmack unse-

rer Zukunft zu sehen. Der Lunapark im Herzen der Stadt, der am 1. Mai 1986 seinen Betrieb aufnehmen sollte, gilt als besonders verstrahltes Gelände – zwischen dem Autoskooter und dem inzwischen baufälligen Riesenrad landeten jene Militärhelikopter, die Sand in den brennenden Reaktorblock schütteten, um die Kettenreaktion zu stoppen. Maxim durchstreift das Territorium gelassen und findet frische Wolfsspuren im Schnee. Die Plutoniumisotope in Prypjat werden noch in den nächsten vierundzwanzigtausend Jahren weiterstrahlen.

Ich wollte wissen, was Strahlung ist. Was ich bekam, war ein graues

Ich begreife, daß alle Dinge hier einen Röntgenblick haben, daß jeder Busch mich heimlich durchleuchtet.

Dosimeter mit einer Digitalanzeige. Nichts hat geglitzert. Ich verspürte in der Zone ein leichtes Kratzen im Hals, von dem mir später zum Glück einfiel, daß ich es schon am Morgen im Hotel bemerkt hatte. Trotzdem drängten sich diese albern Gedanken auf, all diese Mutationsgeschichten aus Comics und aus dem Kino. Werde ich mich in ein grünes Monster verwandeln wie der ungläubliche Hulk? Oder zum Zwerg schrumpfen wie Grant Williams in „The Incredible Shrinking Man“ von 1957? Maxim führt mich im Informationszentrum von Tschernobyl an ein Gerät zur Strahlungskontrolle. Das Gerät sieht aus wie ein billiger Wahrsageautomat auf der Kirmes, und als ich meine Hände auf die Kontaktflächen lege, zeigt es nach ein paar Sekunden grünes Licht. „Es ist sehr empfindlich“, sagt Maxim lächelnd, als er meine zweifelnden Blicke sieht. „Es ist zwanzig Jahre alt. Es funktioniert perfekt.“ Ich war in der Todeszone. Ich bin nicht kontaminiert.

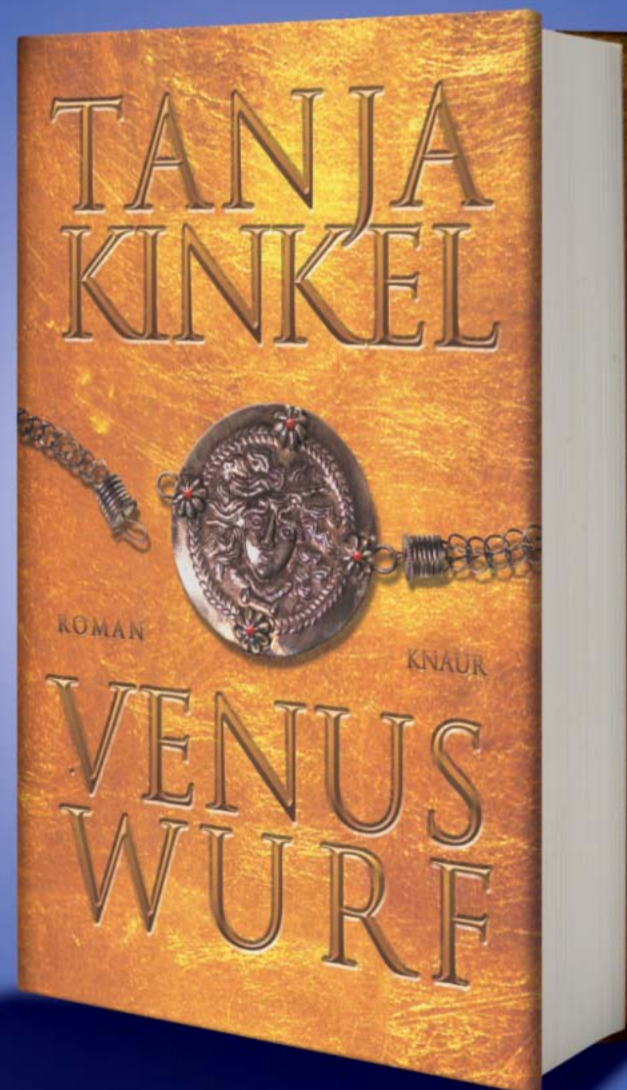
ANDREAS ROSENFELDER

Das Buch des Monats!

Rom, 7 nach Christus:
Zwei Frauen, wie sie unterschiedlicher nicht sein könnten – die machthungrige Herrin und die rechtlose Sklavin, die einen Wunsch teilen...

Ein historischer Roman der Extraklasse.

Tanja Kinkel
Venuswurf
ISBN 3-426-66210-8
496 Seiten



€
19.90

Jetzt in über 100 Filialen und im Internet unter www.thalia.de

Thalia.de